

WER SCHMAROTZT AN WEM?

Zur Umcodierung eines zentralen antisemitischen Stereotyps im Werk des slowakischen Schriftstellers František Švantner

Von Miloslav Szabó (Bratislava)

Who is parasitizing on whom? On the recoding of a central anti-Semitic stereotype in the fictional work of the Slovak writer František Švantner.

The article deals with the peculiarities of literary anti-Semitism in the context of Slovak literature. Taking into account more recent approaches that emphasize the impermanence and changeability of central anti-Semitic stereotypes, the transformation and philo-Semitic recoding of the stereotype of the 'Jewish usurer' in the work of the Slovak writer František Švantner are worked out.

Der Beitrag beschäftigt sich mit den Besonderheiten des literarischen Antisemitismus im Kontext der slowakischen Literatur. Unter Berücksichtigung neuerer Ansätze, die die Unbeständigkeit und Wandelbarkeit zentraler antisemitischer Stereotype betonen, werden die Transformation und philosemitische Umcodierung des Stereotyps des 'jüdischen Wucherers' im Werk des slowakischen Schriftstellers František Švantner herausgearbeitet.

Die Erforschung des Antisemitismus in der slowakischen Literatur bleibt nach wie vor ein Desiderat. Die wenigen relevanten Arbeiten konzentrieren sich auf die Reaktionen der jüdischen Schriftsteller auf den Antisemitismus oder arbeiten prägende literarische Stereotype heraus beziehungsweise ordnen den literarischen Antisemitismus im Kontext des slowakischen Nationalismus ein.¹⁾ Die vorliegende Studie orientiert sich hingegen an der Diskussion, die die in-

¹⁾ Vgl. VILIAM MARČOK, Jüdische Schriftsteller in der slowakischen Literatur, in: ALFRUN KLIEMS (Hrsg.), Slowakische Kultur und Literatur im Selbst- und Fremdverständnis. Ludwig Richter zum 70. Geburtstag, Stuttgart 2005, S. 87–104; HENRICH JAKUBÍK, My et Oni. Fenoméni židovstva v slovenskej literatúre 19. a začiatku 20. storočia [Wir und die Anderen. Das Phänomen des Judentums in der slowakischen Literatur des 19. und frühen 20. Jahrhunderts], Banská Bystrica 2012; SABINE WITT, Nationalistische Intellektuelle in der Slowakei 1918–1945. Kulturelle Praxis zwischen Sakralisierung und Säkularisierung (= Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit, Bd. 44), Berlin, München, Boston 2015.

ternationale Forschung seit mehreren Jahrzehnten führt und die insbesondere die Ambivalenzen der literarischen Stereotypisierung jüdischer Figuren in den Vordergrund des Forschungsinteresses rückt. Um die entsprechenden Tendenzen zu veranschaulichen, konzentriert sich die Analyse auf das Werk eines einzelnen Schriftstellers, František Švantner, der zum slowakischen literarischen Kanon zählt. Im Folgenden wird danach gefragt, wie sich das überlieferte Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘ auf sein Werk niederschlug.

I.

*Vom ‚jüdischen Wucherer‘ zum ‚Parasiten‘
Ein unheimliches europäisches Literaturerbe*

Das Stereotyp des jüdischen Wucherers hat eine lange, unheilvolle Geschichte, die auf die Zurückdrängung von Juden aus den ‚ehrevollen‘ und sogenannten produktiven Berufen im mittelalterlichen und neuzeitlichen christlichen Europa zurückgeht und bis ins 20. Jahrhundert häufig von gewaltsamen Protesten begleitet wurde.²⁾ Das Stereotyp des jüdischen Wucherers wurde schon früh auch literarisch bearbeitet und prägt durch William Shakespeares Stück ›The Merchant of Venice‹ (1600) das kulturelle Gedächtnis des Abendlandes seit Jahrhunderten mit. Die Figur des unbarmherzigen jüdischen Kaufmanns Shylock, der von seinem Schuldner Antonio statt Zinsen „ein Pfund Fleisch“ fordert, gehört laut Mona Körte zu den „Metaerzählungen des Literarischen Antisemitismus“:

Shakespeares Shylock ist geradezu bestimmt durch Vorurteile, Angriffe und Repressionen und fungiert gleichsam als angereichertes Zitat alter Wucherer-Stereotype [...]. Zugleich liefert das Stück durch seine lange und kontroverse Aufführungsgeschichte einen Beitrag zu der Frage nach dem Gewaltpotential von Kunst und Literatur [...].³⁾

Die Gestalt des blutrünstigen Wucherers Shylock – gewöhnlich mit einem Messer in der Hand dargestellt –, dessen Forderung an seinen Schuldner Antonio an der Bedingung scheitert, von dessen Körper „ein Pfund Fleisch“

²⁾ JOHANNES HEIL, BERND WACHER (Hrsgg.), *Shylock? Zinsverbot und Geldverleih in jüdischer und christlicher Tradition*, München 1997; MISCHA SUTER, *Moral Economy as a Site of Conflict: Debates on Debt, Money, and Usury in the Nineteenth and Early Twentieth Century*, in: *Geschichte & Gesellschaft* 26 (2019), Sonderheft ›Moral Economies‹, S. 75–101, bes. S. 95–100.

³⁾ MONA KÖRTE, *Judaeus ex machina und ‚jüdisches perpetuum mobile‘. Technik oder Demontage eines Literarischen Antisemitismus?*, in: KLAUS-MICHAEL BOGDAL, KLAUS HOLZ, MATTHIAS N. LORENZ (Hrsgg.), *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz*, Stuttgart 2007, S. 59–76, hier: S. 63. Zu modernen Varianten des Shylock-Motivs in der deutschen Literatur vor dem Zweiten Weltkrieg vgl. JOHN WARD, *Jews in Business and their Representation in German Literature 1827–1934*, Oxford 2010, bes. S. 93–136.

abzuschneiden, ohne einen Tropfen Blut zu vergießen, nimmt zudem spätere antisemitische Abwandlungen des Wucherer-Stereotyps vorweg. Unter diesen sollte das Stereotyp des „jüdischen Parasiten“ das berüchtigtste werden. Shylock regt nicht nur Phantasmen eines vermeintlichen jüdischen Vampirismus an, sondern scheint zugleich rassistischen Zuschreibungen eines „jüdischen Infektions- oder Bazillenherdes“ Tür und Tor zu öffnen:

[...] in him [Shylock], older anxieties about the Christ-killing Jew who allegedly circumcises and performs ritual murders are conjoined with newer anxieties about the Jew who can [...] pry to the interior [...] the worry that the Jewish physician has a special and dangerous access to the insides of bodies.⁴⁾

Die Begriffe „Parasit“ beziehungsweise „Schmarotzer“, in denen Axel Bein bereits vor Jahrzehnten ein zentrales semantisches Element des NS-Antisemitismus erkannte,⁵⁾ verbreiteten sich in den europäischen Sprachen gerade im Laufe des 16. Jahrhunderts, an dessen Ende Shakespeare sein Stück verfasste, um seit dem späten 18. Jahrhundert von vorwiegend sozialistischen Ökonomen und Soziologen zunehmend als Bezeichnung für ‚Ausbeutung‘ produktiver Arbeit verwendet zu werden. Eine besonders unheilvolle Symbiose gingen diese Begriffe im 19. Jahrhundert mit nationalistischen und rassistischen Vorstellungen einer auf „organischem Wachstum“ beruhenden deutschen Volksgemeinschaft ein.⁶⁾

Nach dem Ersten Weltkrieg kristallisierten sich die beiden bereits bei Shakespeare und seinen Zeitgenossen angelegten, sich überschneidenden Varianten des vermeintlichen jüdischen Parasitismus als Stereotype des mit Insekten wie Läusen und Flöhen assoziierten ‚jüdischen Vampirs‘ beziehungsweise des Infektionen verbreitenden ‚geilen Juden‘ heraus. In beiden Fällen bildete das Medium des ‚jüdischen Schmarotzers‘ am ‚deutschen Volkskörper‘ dessen Blut, das durch Metaphern des Geldflusses per analogiam mit dem älteren Wucherer-Stereotyp assoziiert wurde.⁷⁾

Zum literarischen Manifest des ‚jüdischen Parasiten‘ wurde nicht zuletzt Arthur Dinters antisemitischer Bestseller ›Die Sünde wider das Blut‹ (1918), der eine Geschichte der „rassistischen Infektion“ erzählt, die durch sexuell begierige, wenn gleich impotente jüdische Männer als Anschlag an das „reine Blut“ deutscher

⁴⁾ JANET ADELMAN, *Blood Relations: Christian and Jew in The Merchant of Venice*, Chicago 2008, S. 122.

⁵⁾ AXEL BEIN, *The Jewish Parasite: Notes on the Semantics of the Jewish Problem, with Special Reference to Germany*, in: *Leo Baeck Institute Yearbook* 1 (1964), S. 3–40.

⁶⁾ Ebenda, S. 10 und S. 5.

⁷⁾ MYRIAM SPÖRRI, *Reines und gemischtes Blut. Zur Kulturgeschichte der Blutgruppenforschung*, Berlin 2013, S. 79.

Frauen verübt werden sollte.⁸⁾ Somit überlagerte das rassistisch-antisemitische Stereotyp des „schmarotzenden Juden“ das ältere, teilweise philosemitische Stereotyp der „schönen Jüdin“.⁹⁾ Die dem neuen Stereotyp zugrundeliegende Theorie der „rassischen Imprägnation“, wonach das ‚reine Blut‘ einer deutschen Frau schon durch Geschlechtsverkehr mit einem männlichen ‚jüdischen Parasiten‘ für immer ‚verseucht‘ werde, war freilich keineswegs Dinters Erfindung. Dinter fand die Theorie der „rassischen Imprägnation“ in Otto Weiningers berüchtigter Schrift ›Geschlecht und Charakter‹, deren Autor sie wiederum aus dem Kontext der US-amerikanischen *white supremacy* übernahm.¹⁰⁾ Ungeachtet dessen, dass die NS-Wissenschaft die Theorie der „rassischen Imprägnation“ später verwarf, hatte Dinters Roman die ‚Rassengesetze‘ vorweggenommen.¹¹⁾

Die vorliegende Studie wurde durch die Beobachtung angeregt, dass die gerade referierte Transformation eines zentralen antisemitischen Stereotyps – vom ‚jüdischen Wucherer‘ zum ‚jüdischen Parasiten‘ – sich nicht auf den deutschsprachigen Raum beschränkte. Eine entsprechende semantische Verschiebung lässt sich auch am Beispiel der slowakischen Literatur feststellen. Es handelt sich hier daher um einen Beitrag zur interkulturellen Germanistik, „die sich mit der Veränderung von Grenzziehungen zwischen dem Eigenen und dem Fremden befasst und ihre Untersuchungen komparatistisch auf das Problem des Transfers von Begriffen und Ideologemen“ ausdehnt.¹²⁾

Der Apell mit dem Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘ bildete eine der zentralen semantisch-ideologischen Strategien der slowakischen Nationalbewegung im Königreich Ungarn im langen 19. Jahrhundert. Die Mehrheit der Slowakisch sprechenden Bevölkerung in Oberungarn verfügte kaum über ein ausgeprägtes Nationalbewusstsein, aus welchem Grund zu ihrer Mobi-

⁸⁾ ARTUR DINTER, *Die Sünde wider das Blut*, Leipzig 1918. Zum Stereotyp des geilen, aber impotenten Juden vgl. CHRISTINA VON BRAUN, *Antisemitische Stereotype und Sexualphantasien*, in: *Die Macht der Bilder. Antisemitische Vorurteile und Mythen*, hrsg. von ELISABETH KLAMPER, Wien 1995, S. 180–191, hier: S. 183.

⁹⁾ Zum Stereotyp der „schönen Jüdin“ vgl. FLORIAN KROBB, *Die schöne Jüdin. Jüdische Frauengestalten in der deutschsprachigen Erzählliteratur vom 17. Jahrhundert bis zum ersten Weltkrieg*, Tübingen 1993.

¹⁰⁾ OTTO WEININGER, *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung*, Wien 1908, S. 308 und S. 568–569.

¹¹⁾ SPÖRRI, *Reines und gemischtes Blut* (zit. Anm. 7), S. 84, 80.

¹²⁾ KÖRTE, *Judaeus ex machina* (zit. Anm. 3), 65f. „So müßte unter Einschluß einer Forschungsdisziplin wie der Komparatistik grundsätzlich das Problem des Transfers von Primärwerken, Begriffen und ideologischen Floskeln aufgearbeitet werden (H.-P. Bayerdörfer).“ Zit. nach FLORIAN KROBB, STEFAN WIRTZ, *Über Judentum und Antisemitismus, literarisches Bild und historische Situation: Grundzüge der Diskussion*, in: *Conditio Judaica. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg*, Teil 2, hrsg. von HANS OTTO HORCH, HORST DENKLER, Tübingen 1989, S. 337–354, hier: S. 353.

lisierung außer explizit nationalistischen noch andere Ideologeme bemüht wurden. Da in den ländlichen Regionen Oberungarns der Mehrheit der slowakischen Bauern eine Minderheit jüdischer, in der Regel Deutsch sprechender Händler und Schankwirte gegenüberzustehen schien, bot sich deren Stereotypisierung als ‚Ausbeuter‘ für die nationalistische Agitation gleichsam an. Diese Tendenz erstarkte nach dem österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867, als im ungarischen Reichsteil zunehmend eine Politik der sprachlichen ‚Magyarisierung‘ forciert und gleichzeitig die slowakische Nationalbewegung marginalisiert wurde. Insbesondere im Kontext des seit den 1880er Jahren erstarkenden ungarischen Antisemitismus zogen auch slowakische Publizisten und Schriftsteller*innen antijüdische Motive heran. Das Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘ wurde durch das äquivalente Stereotyp des ‚jüdischen Magyarisierers‘ potenziert, dessen Wahrheitskern in der wachsenden sprachlichen Akkulturation der ungarischen Judenheit bestand – ungeachtet dessen, dass große Teile des slowakischen Bürgertums und Mittelstands sich in gleichem Maße wie ihre jüdischen Mitbürger ‚assimilierten‘.¹³⁾

Antisemitische Polemiken gegen die ‚Assimilation‘ schlugen sich nicht zuletzt in der slowakischen Literatur nieder. Stellvertretend sei hier auf den führenden Ideologen der slowakischen Nationalbewegung um 1900 verwiesen, Svetozár Hurban-Vajanský, der Zeit seines Lebens von der ‚Judenfrage in der Slowakei‘ regelrecht besessen war. Vajanský schwankte zwischen einem lutherisch geprägten Antijudaismus – sein Vater war protestantischer Priester und glühender slowakischer Nationalist – und einem rassistischen Antisemitismus, in dem biologistische Ideologeme von sexistischen Vorurteilen überlagert wurden.¹⁴⁾ Vajanský modernisierte das überlieferte Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘, indem er dieses zur Grundlage einer monströsen Verschwörung der ‚jüdischen Rasse‘ gegen alle vermeintlich authentischen Völker der Welt erklärte. Zwar erkannte Vajanský die paradigmatische Rolle, die Shakespeares Shylock seit Jahrhunderten für die westliche antijüdische Imagination spielte; für Vajanskýs Übergangsposition ist es jedoch bezeichnend, dass er sie konventionell auf den Aspekt des Vampirismus reduzierte. Die inter- oder genauer: antinationalen Juden schmarotzten in diesem Narrativ an den christlichen Völkern, ob als liberal-kapitalistische Wucherer oder zersetzende Sozialisten und Kommunisten.¹⁵⁾ Dennoch nutzt Vajanský literarischer Antisemitismus

¹³⁾ Vgl. MILOSLAV SZABÓ, „Von Worten zu Taten“. Die slowakische Nationalbewegung und der Antisemitismus, 1875–1922, Berlin 2014, S. 27–37.

¹⁴⁾ Ebenda, S. 74–86.

¹⁵⁾ Ebenda, S. 95–104. Zur antisemitischen Figur des ‚antinationalen Juden‘ vgl. KLAUS HOLZ, Die antisemitische Konstruktion des „Dritten“ und die nationale Ordnung der Welt, in: CHRISTINA VON BRAUN, EVA-MARIA ZIEGE (Hrsgg.), „Das bewegliche Vorurteil“. Aspekte des internationalen Antisemitismus, Würzburg 2004, S. 43–63.

(sowie derjenige seiner Epigonin Ľudmila Riznerová-Podjavorinská) die anachronistische Figur der ‚schönen Jüdin‘, um die Unmöglichkeit einer slowakisch-jüdischen ‚Assimilation‘ zu demonstrieren.¹⁶⁾

Die Stereotype des ‚jüdischen Wucherers‘ beziehungsweise ‚Magyarisierers‘ charakterisierten einen Teil der slowakischen Literatur auch nach der Gründung der Tschechoslowakei, deren Bestandteil Oberungarn nach dem Ersten Weltkrieg wurde. Unter Berufung auf beide Stereotype wurde schließlich die offizielle antisemitische Politik der Slowakischen Republik, eines Satelliten NS-Deutschlands, legitimiert, in deren Folge während des Zweiten Weltkriegs die große Mehrheit der jüdischen Bevölkerung beraubt, entrechtet und in Vernichtungslager deportiert wurde. Ungeachtet dessen wirkten beide Stereotype bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts fort, nachdem die Slowakei in die wiedererrichtete Tschechoslowakische (später: Sozialistische) Republik eingliedert worden war.

II.

Das modernisierte Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘ im Roman ›Leben ohne Ende‹

Die Verwandlung des Stereotyps des ‚jüdischen Wucherers‘ zu demjenigen des ‚jüdischen Parasiten‘, das die Überlagerung des Vampirismus-Vorwurfs durch die Wahnvorstellung einer Blutverschmutzung oder Infektion begleitete, lässt sich im Kontext der slowakischen Literatur erstaunlicherweise nicht an deren ästhetischer Peripherie, sondern im Werk eines ihrer hervorragendsten, der Ideologisierung fernstehenden Repräsentanten beobachten.

František Švantner, von Beruf Lehrer und einer der wichtigsten modernen slowakischen Prosaisten, begann in den 1930er Jahren zu publizieren. Er schrieb zunächst Erzählungen, meistens Schauergeschichten, die um Themen wie Krankheit und Tod kreisen – ein spätes Echo auf die Prosa des Expressionismus. Bereits hier kündigte sich Švantners manchmal fast obsessive Vorliebe für Blutmetaphern an, die das Blut zugleich als Lebensquelle und Bedrohung imaginieren. Nähert sich der Tod, wird warmes Blut zudem häufig mit eiskaltem Wasser, Schneesturm oder Nebel konfrontiert.¹⁷⁾

¹⁶⁾ Vgl. MILOSLAV SZABÓ, From “National Endogamy” to “Defiling a Race”. Gender Stereotypes in Slovak Nationalism and anti-Semitism in late 19th and early 20th Century, in: Women and World War II (= Acta Historica Posoniensia 31, Judaica et Holocaustica 7), hrsg. von EDUARD NIŽŇANSKÝ, DENISA NEŠŤÁKOVÁ, Bratislava 2016, S. 133–157, bes. S. 138–147.

¹⁷⁾ MILOSLAV SZABÓ, Tekutý svet Františka Švantnera. Krv a jej symbolizácie [František Švantners flüssige Welt. Blut und dessen Symbolisierungen], in: DERS., Boh v ofsajde [Der Gott im Abseits], Bratislava 2004, S. 214 – 228.

Švantners in den Jahren des zweiten Weltkriegs entstandene Prosa zeichnet sich durch mythologisierende Verherrlichung bzw. Dämonisierung der Natur aus.¹⁸⁾ Seine Erzählungen aus dieser Zeit, die oft Bereiche des Menschlichen und Natürlichen gegeneinander ausspielen, sind zumindest latent kulturkritisch, genauer: antizivilisatorisch ausgerichtet und, wie der experimentelle Roman ›Die Almbraut‹ (1946) zeigt, auch antisemitischen Stereotypisierungen zugänglich. Im Fall der ›Almbraut‹ begegnet uns eine Modernisierung des Stereotyps des „jüdischen Wucherers“, wenngleich dieses eher episodischen Charakter hat. Dennoch bot diese Modernisierung sich für den Roman geradezu an, denn die ›Almbraut‹ wird in der neueren Forschung als „gotischer Roman“ bezeichnet, dessen Sujet ein „erotischer Vampirismus“ bilde.¹⁹⁾

Der männliche Ich-Erzähler Libor fühlt sich von der ›Almbraut‹ Zuna zugleich angezogen und bedroht, die er vor allem als weibliche Verkörperung des Werwolfs erlebt. Darüber hinaus scheint sie jedoch ein erotisches Geheimnis mit dem jüdischen Schankwirt Weinhold zu teilen, bei dem wir es mit einer antisemitischen Variante des Vampirismus zu tun haben.²⁰⁾ Im Einklang mit dem rassistischen Diskurs der Zeit wird im Text das ältere Stereotyp des ‚jüdischen Schmarotzers‘ in Form von Schädlingsmetaphern biologistisch angereichert. Der jüdische Schankwirt Weinhold, der von der Stadt aufs Land flüchtet, wird zunächst als Repräsentant der verdorbenen Zivilisation verzerrt: „Sein [Weinholds] Vater betete Moses an und er selbst nach der Mode und dem neuesten Wechselkurs Christus, allein er hatte kein reines Gewissen, wie es die Christen zu haben pflegen, weil er erst vor kurzem aus der Stadt in den hiesigen Windschatten flüchtete.“²¹⁾ Nicht nur wird Weinholds Judentum als unüberwindbares Stigma projiziert, der als Wucherer und ekelregender Parasit verzerrte Schankwirt ruft zudem beim zynischen Ich-Erzähler Gewaltphantasien hervor. Der Schankwirt vergifte mit seinem stinkenden Schnaps das reine Blut der Bergbewohner, weswegen er als Ungeziefer zu behandeln sei: Weinhold

[...] war ein großer grauer Wurm, blind vor Fettleibigkeit, am Schwanz leicht gekrümmt,

¹⁸⁾ Vgl. MILAN ŠUTOVEC, *Mýtus a dejiny v próze naturizmu* [Der Mythos und die Geschichte in der Prosa des Naturismus], Bratislava 2005.

¹⁹⁾ JOANNA GOSZCZYŃSKA, *Metaforický vampirizmus hrdiniek slovenskej medzivojnovnej prózy* (Hrušovský, Švantner) [Der metaphorische Vampirismus von Heroinnen der slowakischen Prosa in der Zwischenkriegszeit (Hrušovský, Švantner)], in: *Slovenská literatúra* 60 (2013), S. 93–104, bes. S. 101–104.

²⁰⁾ Vgl. dazu JOANNA TOKARSKA-BAKKIR, *The Figure of the Bloodsucker in Polish Religious, National and Left-Wing Discourse, 1945–1946. A Study in Historical Anthropology*, in: *Dapim. Studies on the Holocaust* 27 (2013), S. 75–106.

²¹⁾ FRANTIŠEK ŠVANTNER, *Nevesta hól a iné prózy* [Die Almbraut und andere Prosawerke], Bratislava 2007, S. 143.

mit schwarzem, speichelndem Mäulchen. Er watete im Glas mit halbzerlassenem weißem Schmalz und sein ganzer schwerfälliger Körper war dermaßen mit fetten Falten bedeckt, dass ich Lust bekam, ihn ein bisschen, nur ein bisschen an die Wand zu drücken, um die Farbe seiner Eingeweide zu erkunden.²²⁾

Der Ich-Erzähler des Romans ›Die Almbraut‹ verliert seinen mythischen Kampf mit der ambivalenten Natur, verkörpert durch den ›erotischen Vampirismus‹ Zunas, nur scheinbar beziehungsweise vorübergehend. Zwar ändert Švantner allmählich seine Poetik, aber die Protagonisten seiner existentialistisch anmutenden Nachkriegswerke setzen das Ringen mit dem ›Bösen‹ nun in Gestalt des Kriegs und (in der Regel gewaltsamen) Sterbens fort. Insbesondere mit dem Roman ›Leben ohne Ende‹ (entstanden 1947 bis 1949, publiziert posthum 1956) schuf Švantner ein Werk „existentieller Imagination“, das die neuere Forschung weniger an Henri Bergsons Lebensphilosophie als vielmehr an den Existentialismus eines Kierkegaard oder Heidegger erinnert.²³⁾ Švantner war allerdings kein systematischer Denker und sein Roman spiegelt heterogene Einflüsse.²⁴⁾ Das Schicksal der Protagonistin von ›Leben ohne Ende‹, Paulínka, sollte so einen ›Lebensfluss‹ á la Bergson exemplifizieren, dessen scheinbare Ausweglosigkeit und Brutalität durch biologistisch angehauchte ›Arbeit‹ wenn nicht überwunden, so wenigstens erleichtert werden sollte. Freilich vermochte Švantner diese weitgehend undifferenzierten Ideen und Einflüsse mit einer Bravour literarisch umzusetzen, die ›Leben ohne Ende‹ in der Tat als den großen Roman der modernen slowakischen Literatur erscheinen lässt, als der er heute allgemein gilt.

›Leben ohne Ende‹ ist zugleich ein individueller und kollektiver Entwicklungsroman. Er schildert Paulínkas Werdegang vor dem Hintergrund des *nation-building*-Prozesses eines slowakischen Volkes, das in den Augen der slowakischen Nationalisten an seiner natürlichen Entfaltung gehindert worden sei. Schuld wäre eine als unmoralisch empfundene ›Entvolkung‹ oder ›Magyarisierung‹. Der erste Teil des Romans behandelt Paulínkas Kindheit und ist in der Zeit der nationalen Unterdrückung unter der ›Magyaren-Herrschaft‹ situiert, der zweite thematisiert die Peripetien von Paulínkas – insbesondere sexueller – Reifung während der Krise mitten im Ersten Weltkrieg, und der

²²⁾ Ebenda, S. 145.

²³⁾ PETER ZAJAC, Román tkaniva. František Švantner: Život bez konca (1956) [Der Roman des Gewebes. František Švantner: Leben ohne Ende (1956)], in: Sondy. Interpretácie klúčových diel slovenskej literatúry 20. storočia [Sonden. Interpretationen von Schlüsselwerken der slowakischen Literatur des 20. Jahrhunderts], hrsg. von PETER ZAJAC, Bratislava 2014, S. 286–312.

²⁴⁾ Zur Zeit der Entstehung von ›Leben ohne Ende‹ setzte Švantner sich nicht zuletzt mit Arthur Schopenhauers Philosophie auseinander – vermittelt durch die tschechische Übersetzung von Thomas Manns gleichnamigem Essay von 1938.

dritte Teil beschreibt Paulínkas allmähliche Läuterung unter den veränderten Bedingungen der Ersten Tschechoslowakischen Republik, indem sie ihre geschlechtsspezifisch begründete Zerrissenheit durch das Prinzip der „Sorge“ neutralisiert.²⁵⁾ Insbesondere die ersten beiden Teile des Romans bringen Stereotype zur Geltung. Es begegnet uns hier wieder die bekannte, wenngleich im Roman ›Die Almbraut‹ nur skizzierte, kultur- beziehungsweise zivilisationskritische Konstellation, die der naturverbundenen, slowakischen Dorfgemeinschaft die ‚jüdisch-magyarische Stadt‘ gegenüberstellt. Während im Roman ›Die Almbraut‹ der vermeintliche jüdische Parasitismus eine Episode bleibt, spielt er in ›Leben ohne Ende‹ eine viel gewichtigere Rolle. Darüber hinaus unterliegt er einer folgenschweren Transformation.

Der ‚jüdische Wucherer‘ wird hier zum blutrünstigen Vampir verzerrt und verschmutzt und infiziert durch seine triebhaft-zügellose Libido das Blut seiner ‚Opfer‘. Die Keime der ‚Verderbnis‘ trägt die stark sexualisierte Paulínka allerdings bereits in ihrem eigenen Blut – wie nicht anders zu erwarten, sind die Blutmetaphern auch in ›Leben ohne Ende‹ zentral. Zwar wird Paulínka als eine aus feinsten „Geweben“ bestehende, gut durchblutete Biomachine geschildert.²⁶⁾ Schon ihre Herkunft erscheint aber fragwürdig – sie ist die Tochter eines von Geldgier verblendeten, wenngleich nicht-jüdischen Schankwirts, der in der slowakischen Dorfgemeinschaft einen schmarotzenden Fremdkörper bildet. Der erste Kontakt mit der ‚magyarisierten Stadt‘ vertieft diese Fragwürdigkeit weiter: Paulínka wird noch als Mädchen zur Tante in die Stadt geschickt, der Mätresse eines alten ungarischen Offiziers, die diesen mit dem Kutscher betrügt. Nachdem der alte Ehrenmann seine Geliebte bloßgestellt hat, erschießt er sie und anschließend auch sich selbst. Paulínka findet die Leichname in einer großen Blutlache und beschmutzt sich mit dem unreinen „klebrigen Blut“ so gründlich, dass sie ihren Körper nicht wieder säubern kann; das ergossene, sündhafte Blut „blendet sie“.²⁷⁾

Švantner spaltet das überlieferte Stereotyp auf raffinierte Art und Weise – im Dorf befindet sich nämlich außer der Kneipe von Paulínkas Vater noch ein jüdisches Geschäft. Beide zusammen, der nicht-jüdische Schankwirt und der jüdische Händler, bilden Fremdkörper, die am Leib des slowakischen Volkes schmarotzen beziehungsweise diesen vergiften. Beide ‚Wucherer‘ sind zudem Vorposten der ‚magyarisierten Stadt‘ – der erste Teil des Romans ist bezeichnenderweise in der Zeit der Österreichisch-Ungarischen Monarchie um 1900 situiert – und es bleibt ihren Kindern vorbehalten, mitten im Ersten Weltkrieg eine unheilvolle Symbiose einzugehen. Der Sohn des jüdischen Händlers Er-

²⁵⁾ ZAJAC, Román tkaniva (zit. Anm. 23), S. 301.

²⁶⁾ Vgl. ebenda, S. 293.

²⁷⁾ FRANTIŠEK ŠVANTNER, Život bez konca [Leben ohne Ende], Bratislava 1986, S. 116.

win Tóth – auf Ungarisch eine pejorative Bezeichnung für ‚Slowake‘ – macht Paulínka von Kindheit an den Hof. Und gerade in seiner Figur gewinnt das Stereotyp des jüdischen Parasiten eine neue Qualität. Der Erzähler verzerrt Erwin zum sexuellen Prädator, wobei er Libido und ‚unreine Herkunft‘ verbindet. Nachdem Erwin Paulínka schließlich verführt, geschwängert und mit seiner ‚Unreinheit‘ angesteckt hat, lässt der Erzähler ihn in einer Mistgrube ertrinken. Der Erzähler schildert Paulínkas böses Erwachen mit Hilfe von Stereotypen und Blutmetaphern, die ihn in deutliche Nähe zum ‚Rassenschande‘-Phantasma bringen. Paulínka kann sich vor Erwin nirgendwo verstecken, obwohl dieser bereits tot ist:

[...] nein, sie kann ihm nicht entkommen, denn er ist in ihr. Er ist ihr ins Blut übergegangen. Er richtete sich dort fest ein und sie wird mit ihm ihr ganzes Leben lang kämpfen müssen, und dennoch wird sie ihn nie ganz loswerden. Überall wird er ihr folgen und sein Recht fordern.²⁸⁾

Obwohl der Erzähler dem aus diesem ‚unreinen‘ Geschlechtsakt hervorgegangenen ‚Mischling‘ nicht gönnt, groß zu werden, bleibt in ›Leben ohne Ende‹ die raffinierte Zusammenführung des traditionellen und modernisierten Stereotyps des ‚jüdischen Wucherers‘ keineswegs Episode. Der ‚geile Jude‘ Erwin aktiviert in der Protagonistin Paulínka eine biologische ‚Natur‘, die sie im weiteren Verlauf des Romans zu transzendieren hat: „Im zweiten Teil siegt in Paulínka das Biologische über das Kulturelle, Paulínka wird verführt und verführt selbst, sie unterliegt dem Eros, der sie aufzehrt und sie macht sich seinetwegen schuldig [...]“.²⁹⁾ Die „Infektion durch den ‚geilen Juden““ führt als Biologisierung dazu, dass die nicht-jüdische Paulínka zu einer antisemitischen, das heißt bedrohlichen Variante der ‚schönen Jüdin‘ stereotypisiert wird. Dem Erzähler von ›Leben ohne Ende‹ gelingt hier eine raffinierte, durchaus moderne Potenzierung des überlieferten Stereotyps des ‚jüdischen Wucherers‘, die im Rahmen der slowakischen Literatur völlig neu war und auch exklusiv bleiben sollte.

III.

Eine Wende zum ‚Philosemitismus‘? Die Erzählung ›Der Bauer‹

Wir wissen leider nicht, inwiefern František Švantner diese Zusammenhänge bewusst waren oder ob er sie gar reflektierte. Es sei hier nur daran erinnert, dass er seinen Roman in der unmittelbaren Nachkriegszeit zu verfassen begann, als die Shoa bereits nicht mehr verheimlicht werden konnte. Dass Švantner dies berücksichtigte, legt die Streichung der ursprünglich jüdisch klingenden Namen aus dem

²⁸⁾ Ebenda, S. 273.

²⁹⁾ ZAJAC, Román tkaniva (zit. Anm. 23), S. 298.

Manuskript von ›Leben ohne Ende‹ und ihre Ersetzung durch scheinbar ‚neutrale‘ Alternativen nahe.³⁰⁾ Schwerer wiegt, dass Švantner der Judenverfolgung eine seiner ‚existenziellen‘ Erzählungen widmete, an denen er parallel mit ›Leben ohne Ende‹ arbeitete. Gemeint ist die Erzählung ›Der Bauer, welche die Verfolgung eines jüdischen Arztes während des Slowakischen Nationalaufstandes im Winter 1944/45 sowie die Dilemmas eines slowakischen Bauern schildert, der aus Angst nicht bereit ist, dem Verfolgten zu helfen. Die Erzählung beruht auf wahren Begebenheiten: Švantner, der selbst am antifaschistischen Aufstand teilgenommen hatte, erinnerte sich nach dem Krieg in seinem Tagebuch an einen „ungarischen Juden, den wir zu Hause im Heuschuppen versteckten – die Armseligkeit/Erbarmlichkeit [*úbohost*] eines vor dem Tode zitternden Menschen“.³¹⁾

Švantners Erinnerung ließe auf positive, ‚philosemitische‘ Motive schließen, bei einem näheren Blick zeigt sich jedoch ein viel komplizierteres Bild. Zusammen mit seinem zweijährigen Sohn wird der jüdische Arzt völlig erschöpft von Partisanen aufgefunden und bei einem Bauern zurückgelassen. Der Bauer gerät regelrecht zwischen die Fronten. Sein Hof markiert die Frontlinie zwischen den Besatzern unten im Dorf und den Widerstandskämpfern oben im Wald. Er fühlt sich von beiden bedroht und bangt um sein Leben. Am Tag des Entscheidungskampfes erscheinen in der Frühe bei ihm zunächst die Soldaten und nach der verlorenen Schlacht, nachts, auch die Partisanen. Diese vertrauen dem Bauern den erschöpften jüdischen Arzt an, dessen Sohn – auf den der Erschöpfte freiwillig zu verzichten scheint – sie in die Berge mitnehmen.

Schon in der Beschreibung der äußeren Erscheinung des erschöpften Juden kündigt sich die Umcodierung von Švantners zentralem antijüdischem Stereotyp des ‚jüdischen Parasiten‘ an: Er „[k]rümte sich zusammen wie ein Wurm [...]“.³²⁾ Ähnlich beschreibt der Partisanenführer die Befindlichkeit von Vater und Sohn, einem „schwarzgelockte[n] Knabe[n]“ mit dem russischen Namen Igor: „Der Junge knabberte an Rinde und an ihm knabberten die Läuse.“³³⁾ Die Beschwerden des jüdischen Arztes muten auf den ersten Blick harmlos an und kontrastieren mit seiner Erschöpfung. Der Erzähler macht jedoch sehr deutlich, dass sie symbolisch zu verstehen sind. Um die Leiden des kaum als ‚jüdischer Parasit‘ Erkennbaren anschaulich zu machen, codiert der Erzähler die antisemitischen Stereotype um. Wie gezeigt, wurde der ‚jüdische Arzt‘ seit Shylocks Zeiten als komplementär zum Stereotyp des Vampirs gedeutet, wenngleich er den ‚Opfern‘ nicht das Blut aussaugte, sondern in Gestalt des Arztes in deren Körper eindrang. Zwar wird der „Chirurg“ als Gegenteil des ‚schmut-

³⁰⁾ Ebenda, S. 296.

³¹⁾ FRANTIŠEK ŠVANTNER, *Integrálny denník* [Das integrale Tagebuch], Pezinok 2001, S. 148.

³²⁾ FRANTIŠEK ŠVANTNER, *Die Dame und andere Erzählungen*, Berlin 1976, S. 52.

zigen Juden‘ Erwin aus ›Leben ohne Ende‹ geschildert, sein Beruf und seine dazugehörigen Instrumente sind jedoch ›Shylocks Messer‹ nicht unähnlich:

Er war im weißen Kittel durch die sonnigen Zimmer gegangen, hatte sich oft die Hände gewaschen, man hatte ihm das Handtuch gereicht, zu jedem Abtrocknen ein neues, andere hatten ihm verschiedene blitzende Instrumente bereitgestellt: Scheren, Zangen, lange Nadeln, er hatte sie immer nur mit zwei Fingern ergriffen, um sich die übrigen nicht zu beschmutzen, denn er war Chirurg, er mußte oft operieren, mußte verschiedene lebensgefährliche Krankheiten heilen, schlimme Gebrechen, von denen die armen Menschen gequält wurden.³⁴⁾

Komplementär hierzu fällt eine zweite Erzählstrategie auf, die Umkehrung und paradoxerweise zugleich Potenzierung des vermeintlichen Übels, des Parasitismus. Der erschöpfte jüdische Arzt birgt keine Infektionsgefahr, und dennoch haftet ihm das Stigma des Parasitismus, obwohl unter umgekehrten Vorzeichen, an – seine Opferrolle ähnelt somit einer „Täter-Opfer-Umkehr“, einem zentralen Merkmal des „sekundären Antisemitismus“ nach Auschwitz.³⁵⁾ Der innere Monolog des früheren Chirurgen geht wie folgt weiter:

Und was war er jetzt? Ein Bettler, den die Läuse auffraßen. Vielleicht war das nicht einmal die genaue Diagnose seines hoffnungslosen Zustandes. Die Leute sagen oft, daß jemanden die Läuse auffressen, und sie meinen das bildlich, stellen sich einige harmlose kleine Läuse vor, die jemandem hinter den Kragen gekrochen sind und ihn zuweilen ein bißchen mit ihren zarten Beinchen und haarigen Bäuchlein am Hals kitzeln. Aber bei ihm erfüllte sich diese Redensart bis in die letzte tragische Konsequenz. Ihn fraßen wahrhaftig die Läuse auf. Er wußte selber nicht, wie er zu ihnen gekommen war. Vielleicht hatten sie ihn in der einen Nacht, da er unter einer Fichte schlief, plötzlich überfallen, wie gefräßige Heuschrecken über Getreidefelder herfallen, vielleicht hatten sie sich so rapide aus einem Pärchen harmloser winziger Läuse vermehrt, die er hinterm Kragen getragen und auf die er nicht geachtet hatte. Das war nun unwichtig. Hauptsache war, daß er sie zu Millionen auf dem Leib hatte, nein, zu Milliarden, und daß er nicht mehr über die Kraft verfügte, gegen sie etwas zu unternehmen. Sie krabbelten überall umher: auf den Beinen, den Armen, in der Taille, auf dem Bauch, der Brust, dem Hals und dem Gesicht, in den Ohren, er konnte ihretwegen nicht sprechen, denn sie wären ihm sonst in den Mund gekrochen. Ach, wie widerlich, ekelhaft, sehr ekelhaft, aber zugleich auch furchtbar und unerträglich ist es, wenn der Mensch beobachtet, wie sich seine ganze Haut bewegt, wie er dabei abnimmt, schon hat er davon Fieber wie ein Schwindsüchtiger. Wenn ihm nicht rasch gute Menschen helfen, dann saugen ihm die Läuse alles Blut aus dem Leib und fressen ihn auf, ja, sie fressen ihn auf im wahrsten Sinne des Wortes.³⁶⁾

³³⁾ Ebenda, S. 55f.

³⁴⁾ Ebenda, S. 59.

³⁵⁾ KLAUS HOLZ, Die Paradoxie der Normalisierung. Drei Gegensatzpaare des Antisemitismus vor und nach Auschwitz, in: BOGDAL, HOLZ, LORENZ, Literarischer Antisemitismus (zit. Anm. 3), S. 37–58, bes. S. 52–55.

³⁶⁾ ŠVANTNER, Die Dame (zit. Anm. 32), S. 59f. Die wie auch immer verzerrte Darstellung beruht ebenfalls auf authentischen Erlebnissen, denn die Läuseplage trieb die Partisanen

Da die Umcodierung des Stereotyps des ‚jüdischen Parasiten‘ wegen der Unglaubwürdigkeit der Beziehung zwischen Ursache und Wirkung paradox anmutet, wird sie durch eine Quantifizierung – der jüdische Arzt habe die Läuse „zu Millionen auf dem Leib [...], nein, zu Milliarden“ – potenziert. Dass „[d]ie letzte tragische Konsequenz“ die Umkehrung des zentralen antisemitischen Stereotyps bedeutet, darüber kann auch die angebliche Ahnungslosigkeit des jüdischen Chirurgen nicht hinwegtäuschen: Er hätte sehr wohl wissen müssen, „wie er zu ihnen [zu den Parasiten, M. S.] gekommen war“.

Der Bauer zeigt sich jedoch aus einem anderen Grund irritiert, der aber – auch das haben wir gesehen – lediglich eine Variante des ‚jüdischen Vampirismus‘ darstellt. Nachdem der Erschöpfte ihm seine jüdische Identität enthüllt hat („Ich bin ein Jude“³⁷⁾, will er ihn durch eine Belohnung zur „Barmherzigkeit“ bewegen: Schon der Partisanenführer will dem Bauern einen kostbaren Ring schenken und der Arzt selbst enthüllt ihm sein Geheimnis: „ich habe Gold vergraben“.³⁸⁾ Der Armselige vermöge, so die antisemitische Leseart, auch im Moment der größten Not nicht, auf seine vermeintliche Identität des Wucherers zu verzichten. Er sei reich und hoffe mit seinem Reichtum andere korrumpieren zu können. Der Bauer lässt sich allerdings nicht kaufen. Er projiziert auf den ‚reichen Juden‘ seine existenziellen Ängste: „Dieser Mensch will ihn vernichten. Will sich sein Leben mit dem seinen erkaufen und bietet ihm dafür einen Haufen Gold an, ach, welche Unverschämtheit, kann man denn ein Menschenleben mit dem Gold aufwiegen?“³⁹⁾

Dem draußen wütenden Schneesturm zum Trotz beschließt der Bauer, den erschöpften Arzt ins Krankenhaus in die Stadt, also indirekt zurück zu seiner parasitären Existenzgrundlage, die ihm durch die Verfolgung genommen wurde, zu bringen. Die Beschwerden des Kranken stoßen dort aber auf wenig Verständnis, das städtische Krankenhaus sei eben keine „Entlassungsanstalt“.⁴⁰⁾ Unbewusst schwebt dem Bauer sowieso und von Anfang an eine andere Lösung der ihn plagenden ‚Judenfrage‘ vor, wie bereits während der Fahrt in die Stadt angedeutet wird.

Als der Pferdeschlitten an einem Kruzifix vorbeikommt, heißt es von Jesu: „wo er am Kreuz hing, nackt, den Launen der Stürme ausgesetzt“.⁴¹⁾ Der

regelrecht zur Verzweiflung. Vgl. Partizán Ladislav Horák: Nemci a vši, to boli naši nepriatel'ia [Der Partisan Ladislav Horák: Die Deutschen und die Läuse, das waren unsere Feinde], in: Denník N, 26. August 2017, <<https://dennikn.sk/862349/partizan-ladislav-horak-nemci-a-vsi-to-boli-nasi-nepriatel'ia/?ref=tit>> [09.12.2020].

³⁷⁾ Ebenda, S. 61.

³⁸⁾ Ebenda.

³⁹⁾ Ebenda, S. 61f.

⁴⁰⁾ Ebenda, S. 68.

⁴¹⁾ Ebenda, S. 65.

Bauer vergisst auch nicht, „Pferde [zu] versorgen, [...] er warf ihnen Decken über“.⁴²⁾ Auf dem Rückweg aus der Stadt gelangt der Bauer zum Entschluss, den erschöpften Juden erfrieren zu lassen. Zunächst lässt er an den Pferden seine Wut aus, die gegen den eisigen Nordwind den Heimweg bestreiten müssen. Dem Bauern ist auch kalt. Um seine Knie zu wärmen, reißt er dem Juden mit einer bezeichnenden Begründung seinen Rock weg: „Man muß die Läuse austreiben.“⁴³⁾ Schließlich zieht er den Juden, der seiner Meinung nach zu Unrecht sich als Opfer des Parasitismus ausbeugt und nun sich zu einem Knäuel zusammenrollt, ganz aus. Sogar der Nordwind wundert sich, da er sich nicht anstrengen braucht, um dem Hilflosen ins Herz zu gelangen, „wo der Quell der Wärme sitzt“.⁴⁴⁾ Der Erzähler bedient hier jene Bluts-, Körperflüssigkeits- und Wärmemetaphern, die uns bereits im Roman ›Die Almbraut‹ begegnet sind. Der Bauer fasst den Entschluss, um jeden Preis zu überleben, noch kurz bevor die Partisanen den Erschöpften bei ihm zurücklassen. Bezeichnenderweise haben in diesem Fall Schmutz und Kälte eine positive Funktion. Nachdem der Bauer seinen Schafstall ausgemistet hat, das heißt sein produktives, nicht-schmarotzendes Dasein unter Beweis gestellt, verspürt er eine körperliche Wonne:

Er roch noch den satten Duft des Dungs. Das erinnerte ihn an die Weichheit und Fettigkeit der dichten Wolle, an die Wärme der strotzenden Euter, an den Geschmack der süßen Schafmolke und an den ganzen schweren animalischen Dunst, der von einer friedlich ruhenden Schafherde ausgeht. Er mischte sich ihm auf der feuchten Schleimhaut der Nase mit dem Geruch des eigenen verschwitzten Körpers. Und ihn reizte das, er blähte die Nüstern, zog heftig die kalte Luft ein, damit sie ihn tief innen berührte und durchdrang. Ja, das habe ich gewollt, sagte er sich, jetzt weiß ich, daß ich das Recht zum Leben neu erworben habe, und ich werde es mir von keinem mehr nehmen lassen. Er meinte das ernst.⁴⁵⁾

Als er wieder am „Gekreuzigten“ vorbei muss, meldet sich beim Bauer doch das Gewissen. Er wirft beschämt den warmen Pelz über den Nackten: „Damit beweist er seine Nächstenliebe.“⁴⁶⁾ Der Bauer wird auch ohne Mantel zurechtkommen, er hat nämlich „genügend heißes Blut“.⁴⁷⁾ Zuhause angekommen, ist das Gewissen wieder beruhigt. Zusammen mit seiner Frau hebt der Bauer für den vermeintlich Erfrorenen ein Grab aus, wobei er sich gar nicht zu sehr anstrengen braucht. Und wieder klingt das umcodierte Stereotyp des Parasiten an: „dieser Mensch war klein wie ein Wurm“.⁴⁸⁾ Der Pelz scheint Wunder

⁴²⁾ Ebenda.

⁴³⁾ Ebenda, S. 74.

⁴⁴⁾ Ebenda, S. 76.

⁴⁵⁾ Ebenda, S. 45.

⁴⁶⁾ Ebenda, S. 78.

⁴⁷⁾ Ebenda.

⁴⁸⁾ Ebenda, S. 80.

bewirkt zu haben, denn plötzlich sehen der Bauer und seine Frau den Nackten auf dem Schlitten sitzen und für seine Rettung danken: „Ich danke euch, es hat mir geholfen, ich glaube, ich bin alle Läuse losgeworden.“⁴⁹⁾ Der Bauer jedoch hat dem Armseligen längst seine Opferrolle aberkannt und die unerwartete Wendung vermag ihn kaum aus der Fassung zu bringen. Er schickt seine Frau, dem Nackten Tee zu machen, „damit er schwitzen kann“, bringt ihn um und bestattet ihn. Der Erzähler versichert uns, dass er diese Nacht „ruhig schlief“.⁵⁰⁾

Das Werk Švantners veranschaulicht die schwer greifbare, ambivalente Natur des literarischen Antisemitismus wie kaum ein anderes – zumindest in der Geschichte der slowakischen Literatur. Švantner wurde in der antijüdischen Tradition der älteren slowakischen Literatur sozialisiert, die ‚den Juden‘ als ‚Wucherer‘ und ‚Magyarisierer‘ stereotypisiert hatte. Er modernisierte diese Tradition, indem er den ‚Wucherer‘ zum ‚Parasiten‘ transformierte. Davon zeugt bereits die episodische Figur des jüdischen Schankwirts im Roman ›Die Almbraut‹. Viel schwerer wiegt der ‚geile Jude‘ Erwin aus dem Roman ›Leben ohne Ende‹, dessen ‚Unreinheit‘ durch Sex mit der Protagonistin Paulínka nicht nur deren, sondern das ‚slowakische Blut‘ als solches infiziert. Bezeichnenderweise situiert Švantner diese Handlung nicht in seiner Gegenwart, als auch in der Slowakei Gesetze zum Schutz des ‚slowakischen Blutes‘ galten, sondern in der Zeit der ‚nationalen Unterdrückung‘ vor 1918: Allein schon daraus entsteht eine Täter-Opfer-Umkehr.

Zugleich kann die sexualisierte Figur des ‚geilen Juden‘ Erwin nur im Kontext des zeitgenössischen rassistischen Antisemitismus verstanden werden. Das Stereotyp ‚rassischer Imprägnation‘, wonach das ‚reine Blut‘ einer nicht-jüdischen Frau schon durch Geschlechtsverkehr mit einem männlichen ‚jüdischen Parasiten‘ für immer ‚verseucht‘ werde, wird zwar bei Švantner keineswegs zur Obsession wie in Artur Dinters Roman ›Die Sünde wider das Blut‹. Švantners Roman ›Leben ohne Ende‹ ist im Vergleich mit solchen Werken kaum als Ausdruck eines ideologischen Antisemitismus zu interpretieren. Dennoch haftet der Figur Erwin ein Stigma an, das der weiblichen Hauptfigur Paulínka buchstäblich ins ‚Blut‘ übergeht und den Tiefpunkt ihrer Menschlichkeit markiert, indem es sie auf triebhafte Materie reduziert.

Während im Roman ›Leben ohne Ende‹ Antisemitismusvorwürfe durch die Situierung in der Zeit der ‚nationalen Unterdrückung‘ neutralisiert werden hätten sollen, sah sich Švantner noch zu anderen literarischen Strategien gezwungen, um die Täter-Opfer-Umkehr zu kaschieren, die für den sogenannten sekundären Antisemitismus nach 1945 bezeichnend war. In der parallel zum

⁴⁹⁾ Ebenda, S. 81.

⁵⁰⁾ Ebenda, S. 82.

Roman ›Leben ohne Ende‹ entstandenen Erzählung ›Der Bauer‹ unternimmt er den erstaunlichen Versuch, das Stereotyp des ‚jüdischen Wucherers‘ oder ‚Parasiten‘, das ausschließlich negativ besetzt ist und für die eliminatorischen Phantasmen des NS-Antisemitismus steht, zu quasi philosemitischen Botschaften umzucodieren. Anregung hat ihm die persönliche Erfahrung mit der Judenverfolgung geboten. Ungeachtet dieser menschlichen Regung – wie der „ungarische Jude“ aus Švantners Tagebuch will auch der jüdische Chirurg aus der Erzählung im „Heu“ versteckt werden⁵¹⁾ – vermag Švantner in seiner Erzählung auf das Stereotyp des ‚jüdischen Parasiten‘ kaum zu verzichten. Dieses lässt sich nämlich kaum ‚umpolen‘: Der jüdische Chirurg wird von den Parasiten regelrecht überflutet, deren Wesen ihm selbst zugeschrieben wird. Der Erzähler ist bestrebt, einzelne Aspekte des Stereotyps zu neutralisieren, während andere zugespitzt werden.

Das Ergebnis erhärtet die These, dass die Erforschung des literarischen Antisemitismus durch eine „literarische *Allosemitismusforschung*“ zu ergänzen sei. Auch negative Stereotypisierungen können ambivalent, das heißt philosemitisch umcodiert werden. Die Täter-Opfer-Umkehr ist in dieser Hinsicht nicht nur für die deutsche Literatur nach 1945 bezeichnend. Švantners Beispiel zeigt, dass sie auch bei Repräsentanten anderer literarischer Kanons aufgezeigt werden kann.

⁵¹⁾ Ebenda, S. 61.